

Aus allen Welttheilen.

Illustriertes Familienblatt

für

Länder- und Völkerkunde.

Redigirt von

Dr. Otto Delitsch,

Privat-Docent und Realshul-Oberlehrer.

Zweiter Jahrgang.

Mit 102 Illustrationen, 27 Karten und anderen graphischen Darstellungen.

Leipzig,

Verlag von Adolph Reclamshöfer.

1871.

Mann aufgerieben. Die gesammte Leipziger Völkerschlacht am 16., 18. und 19. Oktober hat nicht weniger als 99,000 Opfer gefordert. Die Franzosen verloren 15,000 Tode, 15,000 Verwundete, und außerdem ließen sie noch in den Lazarethen von Leipzig 23,000 Mann, darunter 3000 Offiziere und 27 Generale zurück. Die Verbündeten verloren 1761 Offiziere und 45,775 Soldaten.

3. In der Schlacht um Paris am 30. März 1814 zählten die Verbündeten 100,000 Mann. Der Tag kostete sie 9500 Mann. Die Franzosen verloren 4000 Mann.
4. Nach der Schlacht bei Laon am 9. März waren die schlesische und die böhmische Armee zusammen noch 200,000 Mann stark, seitdem hatten sie in 18 Tagen ohne Schlachten und erhebliche Gefechte 35,000 Mann eingeküßt.
5. Napoleon I. hatte in Rußland durch Hunger, Kälte, Strapazen und Gefechte in allem 500,000 Mann, 180,000 Pferde, 1200 Geschütze, sedann in Deutschland bis zum Waffenstillstand am 4. Juni 1817 sicher 40,000 Mann verloren. Nach der Leipziger Schlacht brachte er von den 300,000 Mann, die er seit Juni wieder gesammelt hatte, nur noch 70,000 über den Rhein. Die übrigen waren todt, verwundet, gefangen oder auch abgefallen.

Zu Ende 1813 und zu Anfang 1814 starben in Frankreich von den über den Rhein geretteten Resten und von den neu Aufgehobenen 100,000 Mann am Nervenfieber. Weit über 100,000 Mann fraß der Feldzug von 1814. Die drei Kriegsjahre 1812, 1813, 1816 haben Frankreich allein 700,000 seiner kräftigsten Söhne gekostet, die in Italien und Spanien gefallenen Opfer ungerchnet. Zählt man die Verluste im Jahre 1815 hinzu, so kommt eine Million zusammen, welche vernichtet werden mußte, bevor der erste Napoleon vollständig unschädlich gemacht war. Und vielleicht nur 100,000 Mann weniger ist der Verlust der übrigen Völker in Europa, seiner Gegner gewesen.

In allen diesen Kriegen aber gab es weder Bändnadelgewehr, noch Chassepot und Mitrailleuse. Daß diese Fortschritte in der Erfindung furchtbarer, mörderischer Kriegswerkzeuge mehr Blut fordern wie zu irgend einer früheren Zeit, ist begreiflich!

Eine andere traurige Folge eines lang andauernden Krieges ist die Verwüstung der kriegsführenden Staaten und das damit verbundene menschliche Elend. Wie manche blühende Gegend wird eine Einöde, wie manche Festung, wie manches Dorf, mancher Bauernhof in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt! Lange, sehr lange bluten die Wunden, die ein erbitterter Feind dem Lande schlägt. Und wer mißt das namenlose Elend so vieler Verarmter, Veranbter, Geplündeter? Der Dreißigjährige Krieg hat vor allem durch seine Verwüstungen sich ausgezeichnet, dieser Krieg hat die Menschen weggefressen, wie eine Schar Heuschrecken eine dicht gewachsene Kornsaat.

Die Geschichte schätzt die volle Summe des Verlustes an Menschen durch Krieg, Krankheit, Hungersnoth und Auswanderungen von der ganzen Volksmenge, die 17½ Millionen auf 12,800 Quadratmeilen betrug, auf zwei Drittel oder 11,160,000 Personen. In Württemberg wurden acht Städte niedergebrannt; in Hessen, wo man nur noch ein Viertel der Bevölkerung zählte, 17; in Böhmen waren von drei Millionen Menschen 780,000 übrig; in Mähren war die Entvölkerung so stark, daß die Städte den Beschluß faßten: jeder Mann dürfe zwei Weiber nehmen. Die Ueberfluth, die Buehing in seinem Magazin von der Häuserzahl der brandenburgischen Städte vor

und nach dem Dreißigjährigen Kriege gibt, zeigt den Verfall, wie er durch den Kampf herbeigeführt wurde, mit furchtbarer Eindringlichkeit. Es hatten Häuser:

	Vor dem Kriege.	Nach dem Kriege.
Berlin	835	620
Altbrandenburg	405	352
Neubrandenburg	739	375
Kathenow	299	126
Treuenbriezen	487	174
Ranten	193	99
Pelitz	157	57
Zvanda	429	261
Potsdam	191	85
Fernau	212	80
Neustadt-Oberwalde	216	33
Strasburg	235	48
Briezen	173	87
Mittelwalde	245	42
Trebbin	149	1
Riebenwalde	117	45
Seerberg	96	1

Deutschland sah am Schlusse des dreißigjährigen Würgens einer Wüste ähnlicher, als der Heimat gebildeter Menschen. Eine furchtbare Verwilderung hatte sich der Gemüther bemächtigt; von der hohen Kulturstufe, die das Vaterland des deutschen Geistes im Reformationszeitalter eingenommen, war es jählings herabgesunken, ein volles Jahrhundert deutscher Entwicklung hatte der Krieg Deutschland gekostet. Seine Bevölkerung war auf die Hälfte geschmolzen, ganze Landschaften, wie z. B. Kreise von Hessen und von dem Neckar, die Priegnitz, waren total menschenleer. Durch Hunger oder als Kanonenfutter waren die Menschen hingerafft. Als im Elsaß der Friede eingeläutet werden sollte, fehlte es bis auf Strasburg fast überall an Glocken, weil die ehemals vorhandenen zu Kanonenmetall verbraucht waren. Auf große Strecken hatte die Bevölkerung den Ackerbau verloren. Der Gewerbesleiß war kaum mehr nennenswerth, nur einen faden Luxus half er fördern. Und so wie das Aeußere der Dinge schreiend vernachlässigt war, so waren die Sitten verflacht und verschlechtert, die Literatur wie Künste verfunken, verborben und ihres edleren Schwunges beraubt. Noch lange nach dem Kriege durchzogen Räuberbanden die Länder; die Waarengüter, als die reichste Beute, wurden stets am ersten geplündert und die Städte waren selbst so verwildert, daß die Bürger häufig die Läger fremder Kaufleute aufbrachen, um die Steuern bezahlen zu können. Die Geschichte aller Zeiten bezeichnet die Verderbnis der Sitten, die Abstumpfung des Gefühls der Menschlichkeit als die unausbleibliche Folge jedes lang andauernden Krieges. Viele Jahre sind oft dann erforderlich, die Nation wieder zu der Stufe der Bildung erheben, von welcher sie in einem hartnäckigen, verderblichen Kriege herabsank.

Noch dauert der Deutsch-französische Krieg keine dreißig Tage, und schon zeigt sich in Frankreich offenbar der gedachte sittliche Verfall. Rohe Wuth, die sich blindlings auch gegen Unschuldige richtet, Lüge und Trug regieren die durch den Verlust entscheidender Schlachten aufgeregte, aus ihren Träumen von Herrschaft über Europa aufgerüttelte Menge, und es wird einer kräftigen Hand bedürfen, um diese hochgehenden Wogen wieder in ihr Bett zurückzuzwingen. Hoffen wir, daß nach dem gegenwärtigen Kriege Deutschland die ihm von Natur und Geschichte zugewiesene Aufgabe lösen werde: ein starker Vermittler des Friedens zu sein und weitere Kriege durch sein Machtwort zu verhindern.

Das Nashorn.

Eine Charaktergestalt Afrika's ist das Nashorn, es bildet mit seinen beiden Verwandten, Elefant und Nilpferd, ein Kleeblatt gar wichtiger Art, das in seinen massigen Formen gleichsam den massiven Umriß des Erdtheils wiedergibt, der seine Heimat ist. Am meisten freilich gilt dies vom Nilpferd,

welches auch einzig auf Afrika beschränkt ist, während Elefant und Nashorn auch Asien angehören. In der Urzeit lebten alle drei auch in Europa; sie sind so recht eigentlich Kinder der Alten Welt.

Das Nashorn (*Rhinoceros L.*) gehört zu den did-

häutigen Säugethieren oder Pachydermen. Der aufgetriebene, schwerfällige Leib wird von kurzen, säulenförmigen Beinen getragen, die drei Zehen sind mit Hufen bekleidet. Die dicke, fein runzelige Haut besitzt stellenweise die naubaste Stärke von 4 bis 5 cm., sie ist zuweilen durch Faltengurte in große Felder eingetheilt, der Schmutz, in dem sich das Vieh gern wälzt, macht ihre bräunliche Färbung mehr oder weniger unkenntlich, sie ist haarlos, der dünne, herabhängende Schwanz hat eine borstige Endquaste. Am meisten aber interessiert uns der am kurzen, muskulösen Halse sitzende niedrige, gestreckte Kopf des Nashorns mit dem besonders verlängerten Gesichtstheil, mit den hochaufgerichteten, zugespitzten, am Rande behaarten Ohren, die sich bei jedem Geräusche aufmerksam bewegen, mit den seitlichen Naslöchern, den kleinen matten Augen, denen man es deutlich ansieht, daß hier die Sehkraft weit hinter dem Gehör- und Geruchsinne zurückgeblieben, mit der dicken Rilsperdschnauze, deren Oberlippe jedoch als ein schmaler fingerförmiger Fortsatz herabhängt, und ohne daß man sie dem Rüssel des Elefanten vergleichen dürfte, doch wie ein solcher als Greifwerkzeug nützlich wird; endlich mit dem seltsam ausgezeichneten Horn auf der Nase. Dieses Horn ist das nächste, was uns an dem Thiere auffällt, was es von seinen Verwandten, dem Elefanten und Rilsperde, unterscheidet, was ihm den Namen *Rhinoceros*, d. i. Nashorn, bei den alten Griechen, *Um-Gurriin*, d. i. Mutter des Horns, bei den Arabern eintrug und was es zum Einhorn der Fabel stempelte. Betrachten wir dieses Horn etwas näher!

Beim Rinde, dem Ziegenbock u. s. ist ein hohles Horn wie eine Döhle auf einem Knochenzapfen, der sich auf der Stirn dieser Thiere erhebt. Beim *Rhinoceros* verhält sich's ganz anders. Zunächst sitzt nicht rechts und links ein Horn am Kopfe, sondern es steht in der Mittellinie, und bei denjenigen Arten, welche zwei Hörner haben — und es sind dies gerade die afrikanischen — sitzen beide in der Mittellinie des Kopfes hinter einander. Das Horn (oder die beiden Hörner) hat seinen Sitz unmittelbar auf der Haut, welche die großen, sattelförmig ausgehöhlten Nasenbeine überzieht, die ihm hinreichend sichere Unterlage gewähren; es bildet eine mehr oder weniger kegelförmige Waffe von fischbeinartigen Fasern und ist so fest, daß es dem Nashorn zur furchtbaren Waffe wird, die in der Wuth selbst felsenfesten Boden durchpflügt und starke Baumstämme ent wurzelt. Am getödteten Thier kann das Horn schon am zweiten Tage durch einen leichten Schlag mit einem Stode von seinem Halt getrennt werden. Sieht man den kurzen, abgewegten Keil auf der Nase des Gefangenen, so traut man dem Thiere freilich kaum die Gewalt zu, die es in der Freiheit mit dieser seiner Waffe auszuüben vermag!

Anderson kam mehrmals durch Nashörner in Gefahr, das eine Mal durch den Ungehorsam seines Pferdes. Er hatte ein Nashorn angeschossen, da stürzte sich das verwundete Thier mit gesenktem Kopf auf das Pferd und stieß diesem das Horn zwischen die Rippen durch den Leib, so daß sein Reiter die Spitze des auch noch den Sattel durchbohrenden Hornes in seinem Beine fühlte! Das Pferd überschlug sich, und Anderson wurde auf den Boden geschleudert. Das Nashorn aber schien durch den Kapitalstoß seine Wuth abgelaßt zu haben, es ließ ihn weiter in Ruh.

Das Nashorn ist eben so gewaltig, als häßlich; der unschöne Bertrand du Guesclin führte ein *Rhinoceros* in seinem Wappen mit der Umschrift: „*Dat virtus quod forma negat.*“*)

Das Horn, als ein Hauptmerkmal, bietet den nächsten Anhalt zur Unterscheidung der Arten.

Linne unterschied zwei Arten *Rhinoceros*, das indische oder einhörnige (*Rh. unicornis*) und das afrikanische oder zweihörnige Nashorn (*Rh. bicornis*). Tamen indeß nicht

allein eine zweite einhörnige Art in Java auftritt, sondern auch eine zweihörnige auf Sumatra und das afrikanische Nashorn je nach den Prinzipien, von welchen die Zoologen ausgehen, sich in wenigstens vier zweihörnige Arten (oder Unterarten) spalten läßt, können die Linne'schen Namen in der Wissenschaft nicht mehr beibehalten werden. Man unterscheidet die drei asiatischen Arten mit Cuvier nach ihrem Vaterland als *Rh. indicus*, *javanus* und *sumatrensis*, und unterscheidet die beiden einhörnigen durch die beim javanischen edigen, beim indischen runden Schilder, in welche sich die Oberhaut abhebt; bei allen dreien ist die Haut des Rumpfes in große Falten gelegt. Auch bei einem afrikanischen *Rhinoceros* sehen wir dergl. große Hautfaltengurte, nämlich bei dem nur wenig bekannten südabessinischen Kapuzennashorn (*Rh. encollatus* Wagn.), bei den andern Afrikanern dagegen legt sich die Haut glatt um den Körper. Wie schon erwähnt, sind die afrikanischen Nashörner zweihörnig. Man hat hauptsächlich auf die Beschaffenheit dieser Hörner Arten unterschieden, obschon nicht alle Forscher damit einverstanden sind und diese Arten als verschieden anerkennen, indem vielmehr die Hörner in Gestalt, Krümmung und Stärke vielfach individuelle Abweichungen zeigen und man auch nach dem Geschlechte einen Unterschied machen kann, da die Weibchen längere, die Männchen dickere Hörner haben. Das vordere Horn ist das längere, es wird bis 1 m. lang, die Biegung seiner Spitze nach rückwärts wird dem fleißigen Wegen an Bäumen und auf dem Boden zugescriben.

Im Alterthum kannte man das einhörnige indische, und das zweihörnige afrikanische Nashorn: Martial hat sie beide besungen. Der erste Schriftsteller des Alterthums, der eines Nashorns gedenkt, ist Agatharchides; Pompejus führte dieses Thier seinen Römern in den Kampfspielen vor, und zur Kaiserzeit mußte es mehrfach im Circus mit andern Bestien kämpfen. Daß es in Rom eine bekannte Erscheinung war, ist daraus ersichtlich, daß man einem alles beschlußelnden naseweißen Menschen „die Nase des Nashorns“ zuschrieb (*rhinocerotis nasum habere*). Auf römischen Münzen aus der Zeit des Kaisers Domitian sieht man das Nashorn abgebildet, aber nur das zweihörnige, das auch vorwiegend nach Rom gebracht werden zu sein scheint. Von den Zeiten des Heraclius bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ist keins wieder nach Europa gebracht worden; da (1513) erhielt König Emanuel von Portugal eines aus Indien; er wurde es dem Papste geschickt haben, wenn es nicht beim Verschiffen so entseßlich wild geworden wäre! Albrecht Dürer hat es nach einer aus Lissabon gesandten abenteuerlichen Zeichnung eben so abenteuerlich abgebildet. Dann kam 1739 eines nach Europa und wurde fast allenthalben gezeigt, weiterhin noch ein paar Mal eines im vorigen Jahrhundert, und im neunzehnten ist das Nashorn mehrfach nach Europa gebracht worden. Neueren Reisenden verdanken wir interessante Aufschlüsse über die Lebensverhältnisse dieser Thiere, über die Art und Weise, wie sie gejagt werden, und namentlich über die afrikanischen.

Zur Zeit der ersten europäischen Ansiedler war das Nashorn (*Rh. africanus* Camp) in der Kapkolonie häufig, wurde aber so stark verfolgt, daß es jetzt nur in ziemlicher Entfernung von der Küste anzutreffen ist. Von da bis zur Sahara ist es in einzelnen Gegenden noch sehr häufig. Es versteht sich indeß, daß nicht alle Reisende in gleicher Weise zu Beobachtungen Gelegenheit finden konnten. Brehm z. B. fand zwar am obern Blauen Flusse die Fährten des Nashorns auf den zum Wasser führenden Pfaden häufig genug, hörte auch von den Eingeborenen viel von Nashörnern in den östlichen Provinzen Oshudans und den Ländern südlich von Dar el Fuhr und Wadai erzählen, hat aber nie auf seiner Reise ein Nashorn selber zu Gesicht bekommen.

Das Kapuzennashorn (*Rh. encollatus*) mit seinen Hautfalten, das im südlichen Abessinien wohnt, ist nicht

*) Die Kraft ersetzt, was die Gestalt vermag.

hinreichend bekannt, eben so ungenügend kennt man das stumpfnasige Rhinoceros (*Rh. simus*) mit breiter, abgestutzter Schnauze, das Burchell und Smith im Lande der Beischuanen jagten; es weidet auf offener Ebene in größern Trupps zu Hunderten, abweichend von den andern Arten, die man immer nur einzeln oder paarweis antrifft, oder mit dem einen Jungen, das die Mutter mit zärtlicher Wachsamkeit schützt.

Die Nashörner wohnen in Sumpfigen, Flußniederungen, an Seen mit schlammigen Ufern, die afrikanischen weiden zum Theil entfernt vom Wasser auf Grassteppen, die indischen gehen stellenweise ins Gebirge. — Nach allen Berichten der Reisenden ziehen sie sich während der Zeit der Sonnenhitze an schattige Orte zurück und stehen träge umher, oder schlafen, mit vorgestrecktem Kopfe auf dem Bauche liegend; ihr lautes Schnarchen verräth sie auf ziemliche Entfernung dem Jäger, und ihr Schlaf ist so fest, daß sie ihn, ohne es zu merken, mit seinem Speer oder der Büchse herankommen lassen. Das wache Thier ist nicht sobald zu beschleichen, denn so blöde seine Augen sind, so scharf ist sein Gehör, so fein besonders sein Geruch. Samuel Baker erzählt von dem schwarzen Nashorn Abessinien's, das er auf seiner Forschungsreise nach den Nilzuflüssen in Abessinien mehrfach beobachtete, jagte und erlegte, und welches er als das Keitloa (*Rh. Keitloa*) des südlichen Afrika bezeichnet, das man (nach den Hörnern) noch vom *Rh. africanus* abgezweigt hat; obgleich es weder scharf sehe noch höre, habe es doch einen so feinen Geruchssinn, daß es bei günstigem Winde einen Fremden auf 150 bis 200 m. entdeckt! Obson derselbe Reisende die Stimme des Nashorns ein scharfes, pfeifendes Grrunzen, einen unbedeutenden Schrei nennt, den er einer Kindertrompete vergleicht, mag doch dieser Trompetenton einen eigenen Eindruck machen, wenn ihm im hohen Gras und Dorn ein Prasseln folgt, das sich dem Wanderer nähert: und plötzlich — wie es eben dem Baker und seinen Leuten einmal erging — zwei dieser entschlossenen Bestien im vollen Angriff auf sie loskamen. „Nie sah man eine solche Flucht! rette sich, wer kann!“ Denn so schwerfällig das Nashorn ist, es kommt nicht allein im gewichtigen Schreiten ein gut Stück vom Flecke, sondern es kann sogar sehr schnell und ausdauernd schnell laufen, wobei es den Kopf gerade vor sich hinstreckt; zu raschen Seitenwendungen ist es freilich nicht geschickt, und durch solche kann ihm der Jäger mit seinem Pferd entgehen. Von der Ausdauer im Laufe erzählt Baker, der überhaupt manche interessante Aufschlüsse über das Nashorn gibt, folgende Geschichte. Er kam zwei schlafenden Thieren auf dreißig Schritte nahe, sie lagen da wie die Schweine, dicht neben einander. Da störte sie plötzlich der Geruch des Feindes aus ihren süßen Träumen, und sie sprangen mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf ihre Füße. Eines stürzte mit lautem, scharfem Pfeifen gerade auf ihn los, doch lenkte es um, als er nach ihm schoß, und beide Thiere stürmten nun in furchtbarem Trabe davon, Baker und seine Genossen verfolgten sie schleunigst, wiewohl bedrängt von allen Seiten durch zackige Dornen der Mimosen. Die beiden Nashörner liefen wie ein paar angeschirrte Pferde, Hals an Hals, so schnell, daß sie sich nicht überholen ließen, und mit der höchsten Anstrengung ihrer Pferde konnten die Jäger nichts weiter erreichen, als die Stelle drei bis vier Ellen hinter den Schwänzen der beiden dahinstürmenden zu behaupten. So jagten sie, in der Hoffnung die Thiere zu ermatten, fast eine Stunde weit, aber die Kraft ihres Wildes blieb ungeschwächt, und das Ende der Jagd war, daß sie schließlich mit zum Tode erschöpften Pferden zusehen mußten, wie die etwas ermattenden Thiere ins undurchdringliche Dickicht trabten, nachdem die Klinge des verderbten Reiters, des gewandten Jäger Scheriff sich vom Blute des einen Nashorns geröthet hatte. Dieser fühne Jagdschir, so heißen die abessinischen Schwertjäger, die ihr Wild nur mit dem Schwerte angreifen, war dabei fast aus dem Sattel gewesen, als er sich vorwarf, das Rhinoceros noch im letzten Augenblick zu erreichen. Jäger Scheriff sagte,

er habe schon viele Nashörner getödtet, aber immer nur nach einer langen, ermüdenden Jagd. Das Thier mache dem Jäger hauptsächlich durch seine außerordentliche Schnelligkeit zu schaffen; sei es müde gesagt, so suche ein Jäger seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, während ein anderer ihm, ohne daß es den Herausreitenden beachtet hat, mit scharfem Schwerte die Sehne des Hinterfußes durchhaut. Trotzdem ist der Feind noch nicht besiegt, von einem Hiebe wird er noch nicht lahm: das Nashorn vermag recht gut auf drei Beinen weiterzulaufen! —

In dieser wuchtigen Gestalt liegt Ausdauer und eine aussehuliche Kraft. Unter ihren Tritten bebt die Erde und es tracht der Urwald, in dessen undurchdringlichem Dickicht sie sich ihre Straße bahnt, Stämme und Aeste auseinanderbiegend und umrennend. Das Nashorn pflegt den einmal genommenen Weg ein zweites Mal und weitere Mal zu benutzen, und so bahnt sich bald die Straße und tritt sich aus wie ein von Menschenhand gegrabener und abgestochener Weg. Dieser Hohlweg hat überall dieselbe Breite und Tiefe, und selbst die felsige Wand ist abgerieben und geglättet, als wäre sie seit Jahrhunderten benutzt. Junghuhn traf solche Nashornstraßen im javanischen Gebirge, eben so findet man sie in Afrika.

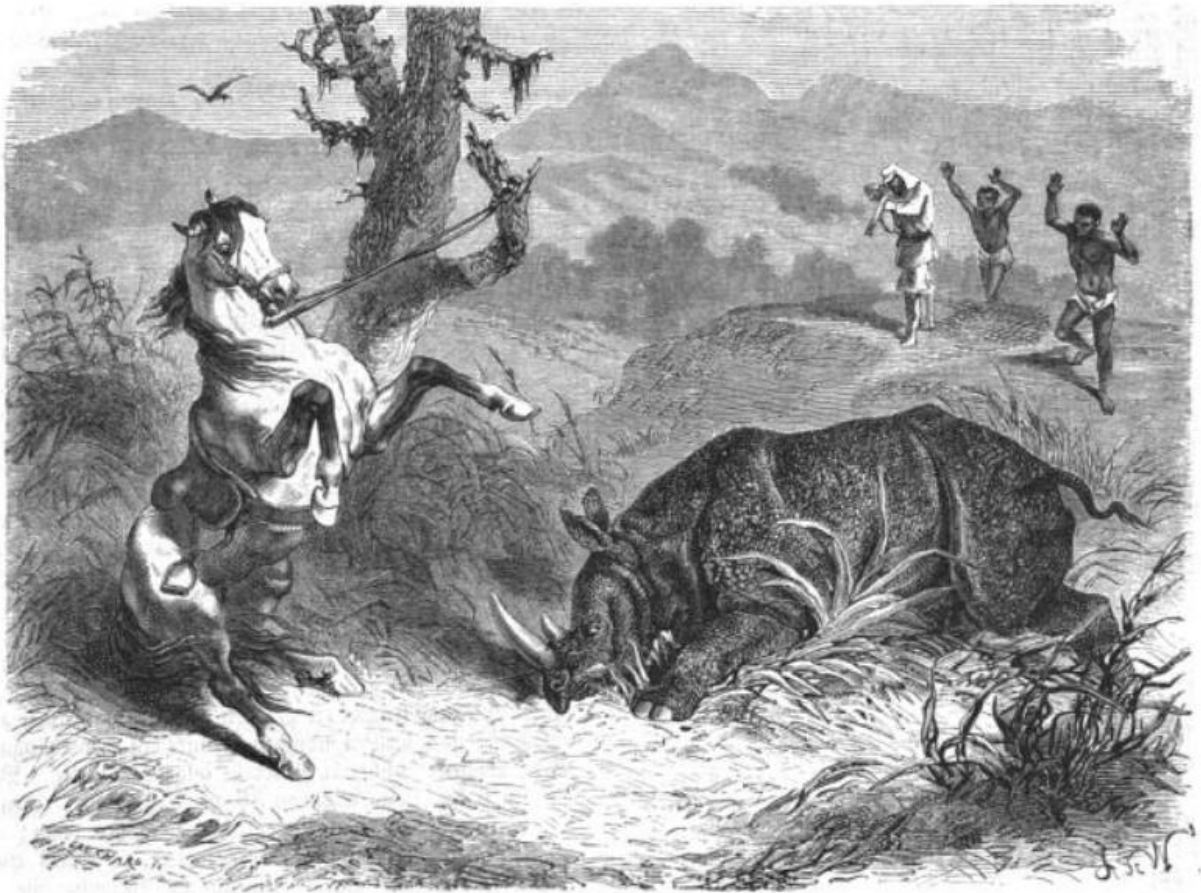
Wie bei allen Thieren die Jagd den Umständen angepaßt wird, so beim Nashorn. So wird es denn auch in seinen Höhlen wegen abgefangen, indem man an steilen Stellen, wo es sich kletternd mit geschlepptem Bauche forthelfen muß, Seile einlegt, die ihm den Leib schlagen. — In Abessinien legt man Fallen in der Nähe des Baumes, unter welchen sich das Nashorn nach seinem Abendtrunk zurückziehn pflegt, und wo es regelmäßig seine Nothdurft verrichtet: große Düngerhaufen bilden sich dort und werden zu Verräthern. Das Nashorn kommt stets erst nach Sonnenuntergang zur Tränke aus seinem schattigen Versteck hervor. Unter Umständen hat es freilich einen weiten Weg bis zum Wasser zurückzulegen. Da es von Insekten viel geplagt ist, geht es gern ins Wasser, es schwimmt gut, mit besonderer Vorliebe aber sieht es sich im Schlamm, wobei es behaglich stöhnt und grunzt. Der Schlamm umgibt das Thier mit einer Kruste, die es seit gegen die Angriffe der Bremsen, eine Weile, bis die Kruste abspringt, und dann reibt sich das geplagte Thier an Baumstämmen. Besonders aber lesen ihm Biegel (Madenhader) das Ungeziefer vom Rücken, mit einer solchen Treue, daß man geradezu von einer Freundschaft zwischen ihnen und dem Ungeheuer gefabelt hat. Jene Fallen aber, die der Ruhe nach dem abendlichen Trunk ein so verhängnißvolles Ende machen, beschreibt Baker in folgender Weise. Man legt auf ein 6 dm. tiefes Loch von 36 cm. Durchmesser einen Reifen, der einen Kranz nach innen gerichteter Spitzen trägt; auf dem Reifen liegt eine Schlinge, deren Ende an einem etwa fünf Zentner schweren, eigens zugestutzten Baumstamme befestigt ist, welcher im Boden verscharrt wird. Das dahertrampelnde Nashorn tritt mit dem Fuße in den sorgsam durch Dünger verdeckten Reifen und fängt sich in der Schlinge, deren gewichtigen Auhang es nun mit sich schleppen muß. Am anderen Tage findet man das abgemattete Thier leicht auf und tödtet es mit der Lanze oder dem Schwert.

Ein Magen von 12 dm. Länge und 6 dm. Weite will gefüllt, ein Skelet von 3000 Pfund Körpergewicht will ernährt sein; in der Gefangenschaft ist der tägliche Nahrungsbedarf des Nashorns 100 Pfund Heu und 20 Pfund Brot; in der Freiheit genießt es vorzüglich harte Stauden, Baumblätter und Zweige, und hier dient ihm theils die fingerförmige Oberlippe zum Ergreifen, theils das Gebiß zum Zermalmern. Noch haben wir nicht von diesen Zähnen gesprochen. Eckzähne fehlen dem Nashorn, es ist nicht Fleischfresser, die Vorder- oder Schneidezähne, vier oben und vier unten, durchbrechen entweder das Zahnfleisch gar nicht oder fallen zeitig aus, oder es bleiben nur oben die innern, unten die äußern stehen. Das letztere findet beim indischen, dem javanischen, dem sumatranischen Nashorn

statt, das afrikanische Nashorn dagegen hat keine bleibenden Schneidezähne. Backenzähne hat das Nashorn rechts und links, sowohl oben als unten je sieben, mit charakteristischer Zeichnung der Kaufläche und scharfen Rändern, die es in den Stand setzen, Aeste und Zweige, von denen es sich nährt, abzukneipen, besonders, wie Baker erzählt, die einer Zwergmimose, welche von ihm in einer Weise behandelt wird, daß man häufig glaubt, eine lebende Hecke zu sehen, die mit der Gartenschere beschnitten wurde. Daß das Nashorn in Pflanzungen ein nicht gern gesehener Gast sei, läßt sich denken; besonders in Java soll es in den Kaffee- und Zuckerplantagen oft großen Schaden machen.

Theils um dieses, allerdings wohl im ganzen nur sehr lokalen Schadens willen, theils wegen der Nützlichkeit von Haut und Fleisch, theils endlich aus bloßer Jagdlust wird das Nashorn viel verfolgt. Das Fleisch vergleicht man im

der erste Schuß fehlte, denn das gereizte Thier nimmt den Kampf auf, und zwar mit einer blinden Wuth, die es dem Araber zum Geschöpfe des Teufels macht, dem man aus dem Wege gehen müsse. An sich soll das Nashorn ein friedliches und furchtsames Thier sein, es ist sogar einiger Zähmung fähig, zumal das javanische und das sumatranische; nach Raffles ergriff ein sumatranisches vor einem Hunde die Flucht, auch andere Reisende bemerkten, daß es bei ihrem Erscheinen davonlief; es flieht so lange es kann, und wir wissen, welche Ausdauer es besitzt. Indes mögen sich die Arten nicht ganz gleich verhalten. Der Keitloa z. B. wird von Baker als äußerst bössartig geschildert, er gehört nach ihm zu den wenigen Thieren, die gewöhnlich zuerst zum Angriffe schreiten, er betrachtet alle Geschöpfe als seine Feinde. „Ich habe wahrgenommen“, sagt der genannte Reisende, „daß ein Rhinoceros auf den Gegenstand, den es riecht, aber nicht sieht, in der Regel losstürzt.



Baker's Pferd in Gefahr.

Geschmacke bald dem des Kindes, bald dem Schweinefleisch; Anderson rechnete am Obovangostrome Rhinocerosfilets neben Löwenbeesticks zu seinen Lieblingspeisen. Aus der dicken Haut schneidet man Spazierstöcke von besonderer Schönheit, Peitschen (Schamboks, Corbages) und Schilder. Von letztern liefert ein Thier sieben, deren jeder als bloße Haut vor der Bearbeitung zwei Thaler werth ist. Das Horn endlich liefert Stoff zu trefflichen Säbelgriffen und wird in Abessinien das Pfund mit etwa zwei Thalern bezahlt; von Trinkgefäßen aber, aus solchem Horn gedreht, geht schon aus alter Zeit die Sage, daß Gift sich darin durch Aufschäumen verräth, weshalb dergleichen Gefäße in Indien und bei den Türken noch heute im Ansehen stehen. Die Art und Weise, wie man das Rhinoceros jagt, ist nicht überall dieselbe. Verschiedenes wurde bereits erwähnt. So diß die Haut ist, widersieht sie doch nicht den Panzen der Hottentotten und der wohlgezielten Büchsentugel der abessinischen Jäger. Doch ist die Jagd gefährlich, wenn

Ist das Thier also in hohem Grase oder dickem Gebüsch verborgen und riecht es einen Mann, der über dem Winde ungesehen vorbeigeht, so wird es auf diesen Gegenstand, den es gewittert hat, mit drei lauten Piffen, wie der aus dem Sicherheitsventil ausströmende Dampf sie hervorbringt, wüthend losgehen. Da das Gehirn durch die Hörner geschützt wird und es daher höchst schwierig, ja fast unmöglich ist, ein angreifendes Rhinoceros zu tödten, so ist ein unerwarteter Angriff im dichten Gebüsch im hohen Grade unangenehm, namentlich wenn man zu Pferde ist, da man in diesem Falle nur so zu entkommen vermag, daß man über alle Hindernisse hinwegsetzt.

Der daherstürmenden Wuth, in die das Nashorn plötzlich verfallen kann, ohne daß man allemal sogleich den Grund einsieht, ist durch einen behenden Seitensprung zu entgehen, und das erste Erforderniß bei der Rhinocerosjagd ist freilich ein tüchtiges Pferd, ein Thier, das nicht allein mit Ausdauer schnell läuft, sondern auch zur rechten Zeit steht oder schwenkt. Und

ein solches Pferd besaß auch Vater, er konnte von ihm sagen: „Tetel ist als Jagdpferd so viel Geld werth, als er wiegt, er steht im Feuer wie ein Fels und würde selbst dem Teufel entgegenreten.“

Hören wir eine interessante Geschichte. Von einer Anhöhe hatte Vater beobachtet, wie aus der Schlucht zwei Rhinocerosse austauchten und sich langsam durchs hohe Gras bewegten. Er beschloß, die Thiere zu verfolgen, und schickte deshalb einen Boten nach dem Zelte, um die Pferde zu holen, seinen Tetel aber ließ er vorerst die Anhöhe hinabführen und unten an einem Baume festbinden, damit er nicht, wenn er auf freier Anhöhe blieb, von den Nashörnern bemerkt würde. Diese kamen indeß gerade auf die Stelle zu, wo das Pferd angebunden war, und Vater war überzeugt, daß das eine von ihnen das etwa 300 m. von ihm entfernte Pferd bereits gewahrt geworden, es ging mit erhobenem Kopfe gerade darauf los. Er eilte den Hügel hinab, es war kein Zweifel, daß das Nashorn einen Angriff auf das Pferd im Sinne hatte, das seine Gefahr erkannte, als der Feind kaum noch 30 m. von ihm entfernt war und jetzt nicht mehr langsam schritt, sondern in vollem Laufe, mit vorgestrecktem Kopfe vorwärts stürmte. Vater zielte, — es galt ja das Leben seines Tetel, und obgleich er fürchten mußte, eben dieses Pferd zu treffen und das Rhinoceros zu verschleien, — er zielte und schoß. Die Kugel schlug gerade vor dem Ungeheuer in den Boden und warf ihm Sand und Steine ins Gesicht, daß es halbgeblendet den Kopf auswarf und zurücktrabte, während das Pferd sich bäumend mit einem Rucke vom Baume losriß und nach der Richtung des Lagers fortgaloppierte. Das Nashorn kam auf hundert Schritt an Vater vorbei, der eine zweite Kugel auf sein Fell abfeuerte. Es stürmt vorwärts, rennt im Kreise umher, taumelt und legt sich nieder. Es hatte jedenfalls genug. Da kommt das zweite Nashorn zu ihm, das verwundete

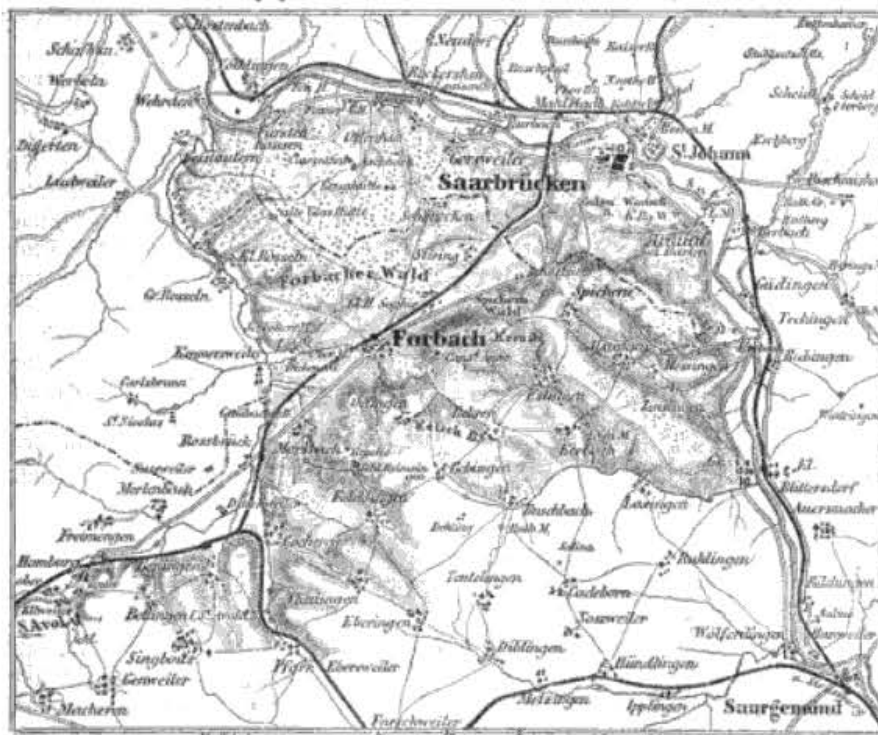
richtet sich auf und beide gehen im langsamsten Schritte abseits und verschwinden. — Eben hatte der Reisende seinen antilopen-schnellen Hassan abgeschickt, um Tetel einzufangen, und eben war der Bote mit zwei Pferden aus dem Lager angelangt, als Hassan mit Tetel angetrabt kam und meldete, das eine Rhinoceros liege todt in nächster Nähe, das andere stehe nicht weit davon unter einem Baume. Jetzt sollte sich Tetel bewähren! Vater bestieg ihn vertrauensvoll. Sie ritten drauf los, fanden auch bald das todt Thier, und gleich darauf das andere, das sie so gleich bemerkte, muthig stehen blieb und Neht machte, als er bis auf fünfzig Schritt herangeritten war. Um zu Schusse zu kommen, befehlt er seinen Leuten, im Halbkreise herum zu reiten und die Aufmerksamkeit des Thieres auf ihre (hellen) Pferde zu lenken, und streckt es durch einen Schuß auf den Bug sofort nieder. „Samme durupto,“ gut geschossen! ruft man ihm zu. Das Thier liegt zappelnd auf dem Boden: — indeß da springt's wieder auf und läuft in vollem Galopp davon. Vater auf seinem Tetel hinterdrein. Sie flogen zwischen den Bäumen hindurch und ritten auf lockeren Felsstrümmern den Berg hinunter.

Es war noch eine lange, wilde Jagd, das Rhinoceros wandte sich gelegentlich angreifend um, Tetel wich aber mit rascher Wendung den Hörnern aus und gewann Stellung hinter dem Wilde, das im furchtbarsten Galopp weiterdonnerte, bis es mit seiner zerschossenen Schulter denn doch erlahmte und endlich schwerathmend stillstand. Ein Doppelschuß in den Bug streckte es zu Boden, es starb augenblicklich. — Dabei glühte die Sonne wie ein Ofen, Vater ritt heim ins Lager und schickte Leute mit Kameelen zur Stelle, um Fleisch und Haut zu holen. Als er bei der Leiche des ersten Rhinoceros vorbeikam, fand er freilich bereits ein Regiment Oeier versammelt, die sich der willkommenen Beute bemächtigt hatten.

Saarbrücken.

Saarbrück oder Saarbrücken, das römische Pons Saravi oder Sarepontum, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Trier der

Umgegend von Saarbrücken und Forbach.



Reduktion aus der französischen Generalstabkarte. Maassstab 1:200000.

Die Stadt besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen, am linken Saarufer gelegenen Saarbrück (in Altstadt und Neustadt

getheilt) und der am rechten Saarufer gegenüber liegenden, im Jahre 632 erbauten, 1321 mit städtischen Rechten versehenen Vorstadt (oder besonderen Stadt) St. Johann; sie ist Sitz eines Landrathsamts und Landgerichts, sowie eines Hauptzoll-, Post-, Telegraphen- und Bergamts, mehrerer Forstbehörden, hat evangelische und katholische Kirchen, eine Superintendentur, ein Dekanat und eine Synagoge, ein evangelisches Gymnasium, eine Provinzialgewerkschule. Die Stadt, welche um das Jahr 1824 erst 490 Häuser und 6407 Einw. zählte, war 1861 auf 12,118, 1864 auf 13,121, 1867 auf 14,941 Einw. angewachsen; auf Saarbrück, 7748 auf St. Johann. Die militärische Be-

1867 auf 14,941 Einw. angewachsen; auf Saarbrück, 7748 auf St. Johann. Die militärische Be-

preussischen Rheinprovinz, einst im Besitze der alten Grafen der Ardenen, 1381 zur Grafschaft Nassau gehörig, und zwar zur Walram'schen Linie dieses Hauses, welche 1688 in den Fürstenstand erhoben wurde; 1308 zerstört und 1321 an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut und von Kaiser Johann mit städtischen Rechten belehnt, seit 1677 von den Franzosen erobert, von den Kaiserlichen wieder genommen und verbrannt, dann an Frankreich abgetreten, aber bald an Nassau zurückgegeben, von 1793 bis 1816 wieder französisch, ist jetzt mit dem zu ihr gehörigen stark bevölkerten und industriereichen Kreise, dessen Bedeutung sich jährlich mehrt, eine der werthvollsten Perlen der preussischen Krone.